



Ein Wort.

Ein Wort der Lehre — nimm es hin  
Ins Leben: Halt die Zunge fest,  
Denn ungewogne Rede fliegt  
Unflügler Vogel aus dem Nest.

Doch noch ein zweites, bessres Wort:  
Halt Deine Seele fromm und rein,  
So wird, was Deinem Mund entfliegt,  
Wie ein unflügler Vogel sein.

Bajowo.

Don Elisabeth Siemert.

[Schluß.]

[Nachdruck verboten.]

Von Unruhe getrieben, geht Rita in den Saal. Da steht Herr von Wegen in der Nähe des Ofens, ihr den Rücken kehrend. Die eine Hand in der Hosentasche, etwas breitbeinig, steht er da und sieht vor sich hin. Wenn's doch der alte Viktor wäre, denkt Rita mit so glühendem Wunsche, daß sich ihre Brust dehnt und ihre Augen sich mit Tränen füllen. Er drehte sich um — und es wäre der alte Viktor! Soeben haben sich die beiden Herren über die wichtigsten Punkte des Kaufkontraktes ausgesprochen, es gibt da noch gewisse Differenzen zwischen ihnen. Als es klopfte und Herr von Wegen Glubes Erscheinen vermutete, erhob er sich und ging in den Saal nebenan. Es war beiden Herren nötig, sich von dem Handeln etwas auszuruhen, sie hatten zudem so stark geraucht und so viel gesprochen, daß eine Pause in beiden dringend erwünscht war. Die Wand gegenüber, die Decke, alles, was Herr von Wegen sich befah, war verwahrloßt. Es machte den Eindruck, daß seit der Zeit, wo er fort war, überhaupt keine Hand gerührt war, um etwas auszubessern, so war es im Hause und so war es zweifelsohne auch in der Wirtschaft. Sofort mußte ein Wohnhaus gebaut werden. Pumpe und Schweinestall waren ebenso nötig. Viktor von Wegen war kein Krösus. Er mußte sich wohl überlegen, was er tat, wenn er Bajowo kaufte. Der in Zahlen und Berechnungen vertiefte Mann



In der Dachstube. Nach dem Gemälde von H. Nordenberg.

[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

hörte das Mädchen nicht in den Saal eintreten, aber die Nähe eines Menschen wurde ihm bald fühlbar. Er wandte sich um. Da stand sie in ihrer lieblichen Haltung, die Arme schlaff herabhängend, mit hochaufgerichtetem Kopf. Sie sah ihn mit einem rätselvollen Blick an, ihre in die Höhe gezogenen Brauen gaben ihrem Ausdruck etwas schmerzliches.

Alle vernünftigen Beschlüsse und Bedenken wurden in Viktors Seele über den Haufen geworfen, als er sie sah. Es war der alte Zauber, der ihn umstrickte, obgleich seine Geliebte verändert war, innerlich und äußerlich, die alte blinde elementare Neigung zog ihn zu ihr hin und ließ ihn alles vergessen.

„Sie sind jetzt allein in Bajowo, gnädiges Fräulein?“ fragte er, mit einem Lächeln auf sie zugehend.

„Julie ist in Berlin,“ sagte Rita nach einer Pause, in der sie sich unverwandt angesehen hatten. Sieh mich nur an, dachte sie, ich bin im Grunde noch ganz dieselbe, wenn ich auch viel schweres durchgemacht habe und dadurch matt und zahm geworden bin! Ich habe mein Herz entdeckt und bin aufgewacht, das ist die große Veränderung. Allmählich kam eine sieghafte Freudigkeit in ihre Seele. Sie fühlte ihre alte Macht über Viktor, sie merkte, daß er sie ansah und schwelgte und ganz hingenommen war, daß er älter und bedeutender geworden, doch ihr gehörte.

„Es hat sich vieles in Bajowo verändert. Sollten Sie sich auch verändert haben?“ fragt Viktor, nach ihren Händen fassend.

„Nein, ich habe mich eigentlich nicht verändert, ich bin nur aufgewacht,“ sie sehen sich stumm an, und Rita errötet. „Aber Sie, Viktor, Sie sind ein ganz anderer geworden. Selma sagte mir,

Sie wären immer derselbe geblieben, hätten immer . . .“ sie murmelt etwas undeutliches und senkt den Kopf.

„Das ist nicht der Fall gewesen. Ich habe in den vier Jahren nicht immer an Sie gedacht, ich bin Ihnen nicht treu gewesen — ich bemühte mich sogar, Sie zu vergessen“ — Viktor beobachtet Ritas Miensenspiel, mit Entzücken ihr Erblassen, den angstvollen, abwehrenden Blick ihrer großen Augen.

„Sie hatten mich damals zu grausam behandelt, Rita, was konnte ich hoffen?“

„Man sollte einem nicht nachtragen, was man im Schlafe redet oder tut.“ Rita wendet sich von ihm ab und geht an das Fenster. Viktor folgt ihr; er wirft sich auf einen Stuhl neben sie und schließt seinen Arm um ihren Leib, sie an sich ziehend. „Wir wollen uns über vergangenes nicht grämen! Rita, Du bist mein und ich bin Dein!“

„Verzeih mir,“ flüstert Rita, seinen schwarzen Kopf an ihre Brust drückend. „Ich war berrannt, geradezu verwirrt . . . ich liebte Dich damals schon, gleich, als Du fort warst, wurde ich so unglücklich und wußte nicht recht, weshalb.“ Sie neigt sich tief auf sein Gesicht herab, ihm in die Augen sehend. „Mein Viktor!“ Sie küßt ihn auf den Mund.

Herr Haugwitz kommt aus seiner Stube, mit einigen Akten in der Hand. Er hat herausgefunden, daß sich sehr wohl eine Schiebung mit den Hypotheken vornehmen ließe, um den Verkauf von Bajowo zu vereinfachen. Er stußt, als er das Paar in einer dunklen Silhouette am Fenster sieht. In dieser Vereinigung sieht er die beste Lösung vor sich: seine Tochter und seine Atertümer finden den besten Schutz, und die trotzdem geliebte, wertvolle Scholle Bajowo bekommt einen jungen und kräftigen Herrn!

## Die Spieluhr.

Von Maxime Audouin. Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.)

Nach dem Hochzeitsfrühstück teilte Robert seiner Schwiegermutter mit, er entführe Germaine, seine junge Frau, noch an demselben Abend; sie hätten verabredet, ihre Flitterwochen am Ufer des Meeres in einem Fischerhause zu verleben.

Als Frau Pinchon, ein wahrer Tyrann im Unterrock, diese Worte vernahm, wollte sie außer sich geraten. Sie liebte ihre Tochter mit einer wahrhaft despotischen Zuneigung und erklärte sich zuerst mit aller Entschiedenheit gegen dieses Projekt.

Im Laufe seiner Verlobungszeit hatte Robert die Launen und Eigenwilligkeiten seiner Schwiegermutter mit engelhafter Geduld ertragen; doch jetzt hielt er seinen Willen aufrecht, und das Paar flog seinem Neste zu, von den eifersüchtigen Verwünschungen der Frau Pinchon begleitet, die ihren Mergern an ihrem etwas verschüchtern und stets tränkenden Gatten ausließ. —

Durch eine Depesche benachrichtigt, erwartete Frau Badebec, die Hauswirtin, das junge Ehepaar. Es war eine rundliche Frau von fünfzig Jahren, mit dicken, roten Wangen, liebenswürdig und geschwätzig. Sie hatte ihnen ein Diner zubereitet, eine Fischsuppe und eine gebackene Scholle, auf die sie stolz war. Nach dem Essen mußten die jungen Leute die Wohnung besichtigen, wobei ihnen die geschwätzige Frau nicht die geringste Kleinigkeit ersparte.

Als sie in ihrem Zimmer ein ganzes Regiment von Photographien vor ihnen hatte Revue passieren lassen, blieb sie wohlgefällig vor einem seltsamen Gegenstande stehen, der auf einer prächtigen Kommode mit kunstvollen Handgriffen thronte.

Der Gegenstand war in der Tat seltsam, eine Art Musikwerk deutscher Fabrikation, auf dem zu sehen war: ein Kirchturm mit einem Wetterhahn, einige Tannenbäume, wie sie die Kinder in ihren Spielschachteln haben, einige Holzmännchen und Holzfrauen u. a.

Wenn Frau Badebec auf einen Knopf unter dem Sockel drückte, so bewegten sich die Holzfiguren, während sich zugleich eine melancholische Weise hören ließ.

Die Wirtin weidete sich einen Augenblick an der bewundernden Ueberraschung, die das junge Paar aus Höflichkeit bekundete, dann erzählte sie ihnen, ihr Seliger hätte ihr die Spieluhr einmal von einer Reise mitgebracht, endlich bemerkte sie, daß der junge Herr und die kleine Dame todmüde waren, und entschloß sich, ihnen „Gute Nacht“ zu wünschen.

Schon am frühen Morgen klopfte es an die Tür. Auf ein fröhliches „Herein!“ des jungen Mannes erschien die Wirtin im Türrahmen mit ihren dicken, roten Wangen und ihren kleinen, lachenden Augen. Sie trug ein Tablett, auf dem ein Haufen dickgeschmierter Butterbrote, zwei kleine Kannen und eine Zuckerbüchse prangten.

„Nun, haben die Herrschaften gut geschlafen?“

Sie zog die Vorhänge zurück, öffnete das hohe Fenster und plötzlich überströmte eine Lichtflut das Zimmer wie ein Hauch von

Freude und Hoffnung, während die scharfe, reine Luft in raschen Windstößen hereindrang.

Und Frau Badebec betrachtete einen Augenblick die beiden jungen Leute mit zärtlicher Rührung.

Das wiederholte sich jeden Tag, und jedesmal zog Frau Badebec, bevor sie das Zimmer verließ, die Spieluhr auf, um, wie sie sagte, ein bißchen Leben in die Bude zu bringen.

Die jungen Leute machten dann, ohne sich gerade zu beeilen, Toilette, lehnten sich, dicht aneinandergeschmiegt, aus dem Fenster und betrachteten das Meer, das ihr Freund geworden war.

Zuweilen wohnten sie auch der Abfahrt der Fischerbarken bei; sie folgten mit den Blicken dem flüchtigen Kaleidoskop der weißen, grauen und rötlichen Segel, die fröhlich an die Masten klatschten, oder amüsierten sich über das Geschrei der Sardinenhändler oder das Kreischen der Höckerinnen, die sich wütende Schimpfworte zuriefen. Dann gingen sie aus und nahmen ihr Frühstück oft in einem Fischerkorbe mit.

Doch Roberts Urlaub ging zu Ende und man mußte an die Heimfahrt denken.

Eines Morgens — es war einen Tag vor der Abreise —, als ihre Wirtin gerade das Zimmer verlassen hatte, natürlich, nachdem sie die seltsame Spieluhr aufgezogen, kam Germaine, während sie der traurigen Melodie lauschte, auf eine eigentümliche Idee.

„Liebster Robert,“ sagte sie, „willst Du mir einen großen Gefallen tun, sprich, willst Du?“

„Gewiß, um was handelt es sich denn?“

„Nun, dann bitte Frau Badebec, sie soll uns ihre Spieluhr abtreten.“

Robert zuckte die Achseln. „Du bist nicht klug, was sollen wir denn damit?“

„Erstens ist es mir zur Gewohnheit geworden, jeden Morgen beim Erwachen die Melodie zu hören; es würde mir etwas fehlen, wenn wir wieder bei uns zu Hause sind.“

„Na, und weiter?“

„Und weiter? . . . Nun, wenn wir sie mitnehmen, dann wird sie uns immer an den glücklichen Monat erinnern, den wir hier verlebt haben.“

„Gm,“ machte Robert.

„Und dann kann doch auch etwas passieren . . . ich meine . . . Manja sagt immer, die Männer wären so unbeständig . . . es kann doch vorkommen, daß Du nichts mehr von mir wissen willst . . . Ich glaube, diese Melodie würde Dich stets zu mir zurückführen.“

Protestierend drückte Robert seine kleine Frau an sich.

„Ich wiederhole Dir, Du bist toll; Du weißt doch, daß ich Dich anbede; wenn Du keine anderen Gründe hast . . .“

Sie zog die Stirn kraus und erklärte mit der Miene eines verhätschelten Kindes: „Nun, ich will aber!“

„Ja, dann allerdings!“ versetzte er in komischem Tone. „Aber, mein Herrchen, die Sache ist ganz einfach. Ich werde

Dir zu Hause eine Spieluhr kaufen, die Dir täglich dieselbe Melodie vorspielt."

"Ach," schmollte sie, "das ist doch nicht dasselbe."

"Ich kann doch aber von der guten Frau Badebec nicht verlangen, daß sie sich von dem Andenken trennen soll."

"Ach, geh, Du willst mir bloß den Gefallen nicht tun!"

"Aber Germaine — —!"

"Na ja, ist es nicht so? Es ist der erste Wunsch, den ich habe."

"Nun, beruhige Dich, ich werde mit Frau Badebec reden."

Wie man sich wohl denken kann, weigerte sich die treffliche Wirtin zunächst, die Spieluhr abzutreten. Doch was gelänge den inständigen Bitten eines verliebten jungen Chemanns nicht? Die Frau ließ sich denn schließlich auch bewegen, die Spieluhr herzugeben. Germaine packte das Musikwerk mit wahrhaft kindlicher Freude ein.

Es war das erstemal, daß sie sich wiedersehen, seit das Urteil ausgesprochen worden, das sie trennte und zu Fremden machte, nachdem sie in ihrer kleinen Stadt fünf Jahre lang in der glücklichsten Ehe gelebt hatten. Die Bosheit der würdigen Frau Pinchon hatte hingereicht, um die engen Bande zu lockern, die anscheinend nur der Tod zu lösen vermochte. Als Frau Pinchon vor einem Jahre Witwe geworden, hatten ihre Kinder mit der vereinsamten Mitleid empfunden, und sie in ihre kleine Häuslichkeit aufgenommen.

Nach einer kurzen Periode der Ruhe begann der Haß der Frau Pinchon gegen ihren Schwiegerohn seine heimliche Wühlarbeit. Mißverständnisse, unkluge Worte, kleine Ungeschicklichkeiten, flüchtige kleine Wunden der Eigenliebe, elende Diskussionen, winzige Streitigkeiten, wie sie unter Eheleuten gang und gäbe sind: das alles war von dieser eifersüchtigen, verbitterten, ältlichen Frau in einer Weise ausgebeutet worden, daß es schließlich zwischen Germaine und Robert zu einem Bruche gekommen war.

Sa, ihr Haß hatte, wie der Tropfen Wasser den Stein aushöhlt, eine ganze Vergangenheit des innigen Einverständnisses und gegenseitiger Liebe vernichtet. Es war ihr gelungen, zwei Wesen zu trennen, die sich innig liebten und die sich nun wegen "unüberwindlicher Abneigung" scheiden lassen wollten.

Als ihre Geldinteressen von den beiderseitigen Rechtsanwälten geregelt waren, blieben nur noch eine kleine Anzahl häuslicher Gegenstände zu verteilen, und um diese delikate Angelegenheit zu erledigen, hatten sie sich entschlossen, noch einmal in der ehelichen

Wohnung zusammenzutreffen. Sie sahen sich also und zwar einen Augenblick allein wieder, denn Frau Pinchon befand sich gerade in der Küche.

Sie hatten die Schwelle ihres Zimmers überschritten, und bewegt — sehr bewegt, weil kein Dritter zwischen ihnen stand — lehnte sich die junge Frau an ihren kleinen Schreibtisch, während Robert an das Fenster getreten war und nervös an die Scheiben trommelte.

Blötzlich erzitterte er. In das tiefe Schweigen des Zimmers erklang mit einemmal eine alte Melodie, die er nur zu gut kannte, Löne, die ihn wie ein Kindermärchen an die Vergangenheit mahnten.

Da barst die Eisesrinde in seiner Brust, Tränen traten ihm in die Augen; er drehte sich um, und seine Augen begegneten denen seiner Frau. "Germaine!" — "Robert!" Beide hatten es fast zu

gleicher Zeit gerufen.

Dann ein verworrenes Flüstern von Entschuldigungen und Liebes-

worten: "Wie war es nur möglich, — wie konnten wir nur?" —

"Wir Loren!" Und dann folgte eine lange, innige Umarmung.

"Nanu!?" rief eine zornige Stimme hinter ihnen, "was soll denn das bedeuten?" Ger-

maine schmiegte sich an die Schulter ihres Gatten, wie ein auf einem Fehler ertapptes Kind; doch Robert versekte kühl und mit selbstsamer Betonung: "Wie Sie sehen,

Schwiegermama, haben wir uns soeben verfehrt."

"Ach, warum nicht gar!" —

"Und wir bitten Sie inständigst, uns von jetzt an allein zu lassen, denn wir haben keine Lust,

uns unser Glück abermals wieder von Ihnen vergiften zu lassen."

Und während Madame Pinchon wütend das Zimmer verließ, zog Germaine ihren Gatten zu ihrem kleinen Schreibtisch, auf dem die Spieluhr eben ihre letzten Noten zum besten gab.

"Stehst Du, Robert, ohne die Spieluhr wären wir unglücklich geworden. Hatte ich so sehr unrecht mit meinen Ahnungen?"

"Du hattest recht, tausendmal recht, mein liebes Herz. Und ich Tölpel habe Dir vieles abzubitten, und auch — der Spieluhr, die mir jetzt teurer ist, als sie je der guten Frau Badebec gewesen sein kann."



Die Fontäne mit der Moses-Gruppe auf dem Monte Pincio.

Der römische Pincio, der frühere Garten des Lucull, war im Mittelalter fast verödet, als ihn zu Anfang vorigen Jahrhunderts ein Machtwort Bonapartes, des großen Napoleon, wieder erstehen ließ. Heute ist der Pincio der Lieblingsspazierort der Einheimischen und Fremden. Von seiner Terrasse aus genießt man auf die Ewige Stadt eine Rundschau, wie nur von dem ferneren Janiculum aus. Am großartigsten ist das Bild, wenn die Sonne untergeht und der ganze Vatikan und der Petersdom im glühenden Abendlicht strahlen. Die eigentliche Zeit des Pinciobesuchs und der in Rom so beliebten Korsofahrten fällt im Winter in die Nachmittags-, im Sommer und Herbst in die ersten Abendstunden. Auf den von Palmen, Pinien, Akazienbäumen und einem Wald uralter Steineichen umgebenen Rundell, zwischen Hunderten von Marmor-

büsten berühmter Italiener spielt die Stadt- oder Militärmusik, und das ganze elegante, d. h. faulenzende Rom gibt sich Stellbischein bei mehr oder minder geistreichem Geplauder. Die Equipagen der "Gesellschaft" halten dann auf der großen Terrasse, und die Patrizierinnen Neu-Roms nehmen in stolzer Pose die Guldigung ihrer Hofmacher entgegen. Einen etwas ernsteren Ton in dies lustige Wälchen wird wohl demnächst die Statue unseres Goethe bringen, die sich nahe der Einfahrt zum Rundell erheben soll. Die römischen Damen kennen ihn zwar meist nur vom Hörensagen, aber ein Blick auf die anmutige Gestalt des jungen Goethe wird ihnen — wer weiß? — vielleicht doch eine Ahnung aufgehen lassen, daß ein so hübscher "Barbar" doch nur sehr hübsches geschrieben haben könne.

uns unser Glück abermals wieder von Ihnen vergiften zu lassen."

Und während Madame Pinchon wütend das Zimmer verließ, zog Germaine ihren Gatten zu ihrem kleinen Schreibtisch, auf dem die Spieluhr eben ihre letzten Noten zum besten gab.

"Stehst Du, Robert, ohne die Spieluhr wären wir unglücklich geworden. Hatte ich so sehr unrecht mit meinen Ahnungen?"

"Du hattest recht, tausendmal recht, mein liebes Herz. Und ich Tölpel habe Dir vieles abzubitten, und auch — der Spieluhr, die mir jetzt teurer ist, als sie je der guten Frau Badebec gewesen sein kann."



## Der Andere.

Novellette von Paul Blif.

(Nachdruck verboten.)

Hand in Hand gingen Vater und Tochter durch das blühende Feld. Und die Sonne schien hell und warm auf die bunte blumige Wiese, und aus den frischgrünen Zweigen hervor jubelten Sunderter und Tausende von kleinen Sängern ihre Weisen heraus, und ein lauer Windhauch wehte ganze Bogen von frischen Frühlingsdüften heran — es war eine Wonne zu leben und all' diese Pracht und Herrlichkeit genießen zu können. Und der alte Herr nahm seinen Hut ab, tat ein paar tiefe Atemzüge, schickte dann einen dankbaren Blick zum Himmel empor und sagte: „Ach, lieber Gott, wie ist doch Deine Welt so wunderschön!“

Die Tochter schwieg, ein leiser Seufzer nur entrang sich ihrer Brust. Erstaut sah der alte Herr sie an: „Was fehlt Dir denn wieder, Luise?“ fragte er mit lieber zärtlicher Stimme. Auch jetzt noch schwieg das Mädchen; es sah den Vater nicht an, sondern ließ suchend und sehrend den Blick ins Weite schweifen, und in den Augen glänzte etwas Feuchtes.

„Aber Kinning, Luising, Du hast ja Tränen im Aug'! — Was hast Du denn, Mädelschen?“ Und er stand still, hielt ihre Hände fest, zog dann ihren Körper an sich, legte seinen Arm um ihre Schulter und drückte ihren Kopf an seine Brust. Und so, am Herzen ihres guten Vaters, wurde das schwere Herz der Tochter leichter, vergaß sie einen Augenblick alles um sich, klammerte sich an den Hals des Vaters und verbarg ihr tränenvolles Gesicht an seiner Brust.

„Mein liebes Kind,“ bat er dann, „sage mir doch, was Dir fehlt.“

„Nichts fehlt mir, Vating,“ entgegnete sie jetzt leise und machte sich frei, nur bemüht, der Stimmung Herr zu werden.

„Aber Du bist schon seit einigen Wochen so still.“

„Ich weiß nicht, was es ist.“

„Hast Du Kummer, Kindchen?“ Schweigend verneinte sie.

„Kind, Du machst Dir und mir das Leben unnütz schwer; was könnte Dir denn auch fehlen: Du bist jung und gesund, lebst in guten Verhältnissen, in wenigen Wochen kommt Dein Schatz zurück, dann könnt Ihr Hochzeit machen; weshalb plagst Du Dich mit trüben Gedanken ab?“

„Verzeih' mir, Vating,“ sprach sie errötend, „aber diese Stimmung kommt so plötzlich und stark über mich, daß ich hinsinken und immerfort weinen könnte, und eine Sehnsucht befällt mich dann, eine Sehnsucht nach etwas nie Gefanntem, nach etwas wunderbarem, nach einem Land, wo alles nur Lust und Friede und Freude atmet, — und dann plötzlich ist mit einem Mal die ganze Traurigkeit verschwunden, eitel Wonne und Glück ist mir dann wieder das Leben, und ich könnte die ganze Welt umarmen.“

Mit stillem Lächeln nickte der Alte: „Ja, mein Kind, das liegt im Frühling so in der Luft, das haben wir in jungen Jahren alle durchzumachen, das kommt wie ein Nausch über uns; aber wir müssen stark sein, denn nach dem Nausch folgt das Erwachen, und wenn wir dann nicht Herr der Stimmung sind, dann erliegen wir einem moralischem Katzenjammer — und deshalb, mein Liebling, sei stark und tapfer, dann kommst Du auch darüber hinweg! Denk' nur immer an Deinen Bräutigam, — in kaum vier Wochen ist er ja hier, dann macht Ihr Hochzeit, und dann wird alles anders und besser werden.“ Er zog den Arm der Tochter an sich und so gingen sie ihrem Hause zu. Daheim angekommen, ging Luise in ihr Zimmer. Sie setzte sich ans offene Fenster und schaute mit träumenden Blicken hinaus in die Frühlingswelt. An des Vaters Worte dachte sie — „denk' nur immer an Deinen Bräutigam, — in kaum vier Wochen ist er hier, dann macht Ihr Hochzeit,“ — ein leichtes Frösteln durchschauerte sie. Sie fand keine Erklärung dafür. Aber es war ihr, als empfände sie Furcht vor dem Augenblick, da ihr Franz zurückkehren sollte. Und sie wußte, daß er sie liebte, sie schon immer geliebt hatte, um ihretwegen war er ja vor drei Jahren hinausgezogen in die Welt, um das Glück zu suchen, Reichthümer zu erwerben, um ihr das Leben angenehm und glücklich zu gestalten, und nun er zurückkommen und sie heimführen sollte, nun zitterte sie vor dem Augenblick, da sie ihm für immer angehören sollte. Nicht Furcht vor der Ehe hatte sie, nur vor dieser Ehe fürchtete sie sich, — hier lag die Zukunft vor ihr, wie ein ebener, schnurgerader Weg, hier sah sie in Gärten mit lauter schöngepflegten Blumen und Bäumen alles so gerade und ebenmäßig abgezirkelt, alles zwar blühend und schön, aber dennoch nicht zum Herzen sprechend, weil es zu gewollt, zu erkünstelt wirkte, — alles so unglaublich steif und korrekt, just genau so, wie der Franz war, wie er damals gewesen war, als er hinauszog in die Welt. Sie hatte das wohl damals schon gemerkt, aber sie hatte es nicht so empfunden, denn er war ein stattlicher Mann, in dem man sich schon verlieben konnte, — jetzt aber, nachdem sie Zeit genug gehabt, über alles das nachzudenken, nun sie andere Männer kennen gelernt, begann sie Vergleiche anzustellen,

und nun war ihr nach und nach die Furcht vor dieser Ehe ins Herz gekommen, denn ihre Seele wollte nicht untergehen in des Tages Einerlei, nicht verkommen in steifer Korrektheit und glatter Schönlitererei, nein, nein! in ihr lebte ein heißer Drang nach wildem Leben, nach glühender Liebe, die nicht fragt und nicht wägt, die nur geben will, um liebend wieder zu empfangen — nach Schönheit lechzte ihre Seele! Und mit einem Mal stand eine Gestalt vor ihrem Gedächtnis, eine hohe, elegante, männlich schöne Gestalt, mit wilden, blitzenden Augen und keckem Schnurrbart, — in seligem Erschauern schloß sie die Augen — und dieser war es, an dem ihr Herz hing, seine Künstlerseele hatte sie erweckt aus ihrer Lethargie dumpfer Grübeleien, — ihn liebte sie mit allen Fasern ihres Seins, und weil sie ihn nicht lieben durfte, deshalb liebte sie ihn erst recht. Und sie fragte nicht nach der Zukunft, nach nichts! nach nichts! Nur an den Augenblick des Glücks dachte sie, an den Augenblick, wenn er bei ihr war.

Eine Uhr schlug. Es war fünf. Erschreckt sprang sie auf. Die Zeit, zu der sie sich täglich trafen, war da. Schnell nimmt sie Hut und Schirm und entflieht ungesehen aus dem Hause. Und nun mit eiligen Schritten nach dem Park, zu der Stelle, wo sie sich täglich treffen. Endlich ist sie da. Aber er ist nicht gekommen. Wie im Taumel hält sie sich an der Banklehne fest. Er ist nicht da! — Aber er kann ja noch kommen, sie wartet eine viertel, eine halbe, eine ganze Stunde, aber vergebens, denn er kommt nicht. Dann rafft sie sich wieder auf und geht nach Hause. Sie hört und sieht nichts, mechanisch geht sie weiter, teilnahmslos, gleichgiltig. Endlich ist sie daheim. Zitternd schleppt sie sich in ihr Zimmer. Ihr erster Blick, als sie eintritt, fliegt nach dem Schreibtisch — und da! Sie wußte es ja! Da liegt der Brief!

Und nun stürzt sie hinüber, reißt den Umschlag auf und durchfliegt die Zeilen, dann ein Schrei, und sie sinkt ohnmächtig um.

Im nächsten Augenblick ist der Vater bei ihr, dann kommt auch die alte Magd hinzu. Behutsam bringt man die Ohnmächtige wieder zu sich und bettet sie dann auf ihr Lager.

Und der alte Herr findet den offenen Brief, und liest ihn mit erstaunten, erschrockenen Augen: „Mein Lieb, ich gehe fort, es tut mir leid, aber es muß sein, glaube mir, es ist besser so, denn ein anderer steht ja zwischen uns, so daß wir nie zusammenkommen können. Besser also schnell ein Ende machen! Fürne mir nicht. Gedenke der schönen Tage. Es war ein Frühlingsrausch. Leb' wohl! Dein Reinhold!“

Zehn Minuten später kommt der Sanitätsrat. Er macht ein bedenkliches Gesicht und sagt: „Nervenfieber, größte Ruhe und Schonung. Ich werde zwei Schwestern schicken.“

Genau vier Wochen später ist der Franz, der glückliche Bräutigam, zurückgekehrt von seiner Weltreise.

Der alte Herr kann gar nicht genug staunen, wie sehr sich der junge Mann in diesen Jahren zu seinem Vorteil verändert hat, — alles Kleinliche und Peinliche, was ihm ehemals eigen war, hat er abgestreift, aus dem „korrekten“ Menschen, der immer nur bestrebt war, das Prestige peinlich zu wahren, ist ein Weltmann geworden, ein Mann mit klugen, offenen Augen, mit weitem Horizont — ein Mann, der das Leben kennt, der für alles ein mildes, verzeihendes Wort findet, weil er selbst mitten im wilden Kampfe des Lebens gestanden hat und so alle Tiefen und Höhen des Daseins erkannt.

Als er zum ersten Mal an das Bett der Kranken trat und ihr die Hand reichte, da sah er an dem jähen Eröten seiner Braut, daß mit ihr etwas vorgegangen war, was sie ihm verheimlichen wollte. Aber nicht mit einer Miene verriet er sein Erkennen. Weich und lieb streichelte er ihre Hand und redete ihr mit herzlichen Worten guten Mut zu, daß alles bald besser werden würde.

Und so kam er denn jeden Tag, und jedesmal war er herzlicher und aufmerksamer, — immer ein paar frische Blumen und Früchte und Leckereien, und immer voll milder, zarter Rücksichtnahme, so daß die Kranke ganz gerührt war von seiner Anteilnahme und sich mit leiser Beschämung eingestand, daß sie ihm viel, viel Unrecht getan hatte.

Nach Wochen dann endlich ward alles wieder gut. Auf den Arm des Verlobten gestützt, ging Luise zum ersten Mal wieder in den Garten. Lächelnd glitt ihr Blick über all die bunte Frühlingspracht und Herrlichkeit, und mit vollen Zügen sog sie die frische, würzige Luft ein. „Wie schön das alles doch ist,“ sagte sie mit mattem Lächeln, „erst wenn man so lange gelegen hat, weiß man das ganz zu würdigen.“

Er antwortete gar nichts darauf, sah sie nur mit verliebten Augen an und zog ihren Arm fester an sich.

Und da legte sie beide Arme um seinen Hals und flüsterte unter leisem Schlichzen: „Du guter, Du bester Mann!“

So fand sie den Weg zu seinem Herzen wieder.



Reiherbeize. Nach dem Gemälde von G. Eggena.

# — Ein sensationeller Fall. —

(Fortsetzung.)

Kriminalroman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

In den Augen des Detektivs bligte es auf.

„Saben soll? Wer behauptet das?“

„Der ehemalige Prokurist meines Onkels, ein gewisser O'Leary.“

„O'Leary? Ein Ausländer?“

„Ein Irländer.“

Paul Weidner berichtete in kurzen Worten über das freundschaftliche Verhältnis, das zwischen seinem Onkel und O'Leary bestanden hatte. Direktor May hörte mit sichtbarem Interesse zu, seine rechte Hand an das Ohr legend, um sich kein Wort entgehen zu lassen.

„Hat Herr O'Leary,“ fragte er weiter, „auch angegeben, bei welchem Uhrmacher Ihr Onkel diese zweite Uhr, die bei seinem Leichnam gefunden wurde, erworben hat?“

„Er hat sie überhaupt nicht von einem Uhrmacher gekauft, sondern O'Leary ließ ihm die seinige ab, eine englische Uhr, da mein Onkel eine große Vorliebe für englische Fabrikate besaß.“

Der Direktor schnellte auf seinem Stuhl nach vorn und in seinen Augen bligte es wieder. Seine Lippen spitzten sich und ließen einen pfeifenden Laut hören. In seinen Wienen drückte sich die gespannteste Aufmerksamkeit aus.

„Hatte dieser O'Leary irgend einen Vorteil infolge des Ablebens Ihres Onkels?“ fragte er kurz, seine durchdringenden, blaugrauen Augen erwartungsvoll auf das Antlitz des ihm gegenüberstehenden jungen Mannes heftend.

„Einen Vorteil? Nun ja. Ich sagte Ihnen schon, wie innig mein Onkel mit O'Leary befreundet war. Da mein Onkel keine Familie besaß, so hatte er ihn in seinem Testament mit der Teilhaberschaft an seinem Geschäft bedacht.“

Der Detektiv nickte.

„Wenn nun aber,“ entgegnete er, „Ihr Onkel am Leben geblieben wäre und sich mit Fräulein Wahr verheiratet hätte, dann hätte er doch höchstwahrscheinlich sein Testament umgestoßen, um seine Frau und seine zu erwartenden Kinder nicht zu benachteiligen.“

„Höchst wahrscheinlich,“ gab Paul Weidner zu, um sogleich, mit dem Ausdruck starken Entsetzens hinzuzufügen: „Aber Sie werden doch um Gotteswillen den besten Freund meines Onkels nicht im Verdacht haben?“

Direktor May strich sich mit der Hand über sein ziemlich spitzes Kinn und erwiderte trocken: „Ich habe jeden im Verdacht, dem sich ein Interesse an dem begangenen Verbrechen nachweisen läßt.“

Der junge Mann zeigte eine halb unwillige, halb belustigte Miene. „Aber erlauben Sie einmal, Herr Direktor, nach Ihrer Theorie müßte der stärkste Verdacht auf mich fallen, denn ich bin der Haupterbe des Ermordeten.“

Der Geheimrat, der mit atemloser Spannung dem Gespräch gefolgt war, machte unwillkürlich eine heftig abwehrende Bewegung und legte dann beschwichtigend seine Hand auf den Arm des neben ihm sitzenden jungen Mannes.

Auch Direktor May protestierte durch eine Geste; dann lächelte er.

„Sie habe ich nicht in Verdacht, Herr Doktor. So viel Scharfblick müssen Sie mir schon zutrauen. Ich spreche mit Ihnen und beobachte Sie seit einigen Minuten; das genügt mir, um einigermaßen Ihren Charakter beurteilen zu können. Uebrigens würden Sie den Herrn da“ — er deutete auf Geheimrat Rannenberg — „begleitet haben und sich so lebhaft für die Wiederaufnahme des gerichtlichen Verfahrens interessieren, wenn Sie sich schuldig wüßten?“

Der junge Gelehrte entgegnete sehr eifrig: „Niemand hat mehr Interesse genommen an der Aufklärung des an meinem Onkel verübten Verbrechens, als O'Leary. Und niemand hat, mich nicht ausgenommen, mehr Schmerz und Entrüstung über die unselige Tat empfunden als O'Leary, der in dem Ermordeten seinen besten Freund verloren hat, an dem er mit einer geradezu rührenden Liebe hing. Nein, nein, wenn Sie O'Leary verdächtigen, dann könnten Sie ebenso gut mich selbst verdächtigen.“

Die heilige Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was er soeben laut, in sichtlicher Erregung ausgerufen, strahlte von dem glühenden Gesicht und sprach aus den leuchtenden Augen des jungen Mannes.

Direktor May lenkte ein.

„Nun, nun,“ beruhigte er, „ich habe ja nicht gesagt, daß ich O'Leary für schuldig halte. Ich bin nur der Ansicht, daß hier zwei Momente vorliegen, die den Verdacht auf ihn lenken könnten. Meine Meinung von der Sache ist vorläufig die, daß der Schreiber des anonymen Briefes der wahrscheinliche Täter ist. Ich nehme an, daß der Mörder nach der Verurteilung des Unschuldigen Gewissensbisse empfand, und um dem Unschuldigen zu helfen, hat er diesen Brief geschrieben, in dem er natürlich nicht die volle Wahrheit be-

kennt. Er wird sich selbstverständlich hüten, sich als Mörder zu denunzieren, denn mit der Möglichkeit, daß man ihm auf die Spur kommt, muß er immer rechnen.“

„Aber,“ warf hier Geheimrat Rannenberg ein, „wenn er der Mörder ist, so könnte es sich doch nur um einen Raubmord handeln?“

„Allerdings.“

„Da aber Geld und Uhr bei dem Ermordeten gefunden wurde,“ fuhr der Geheimrat fort, „so ist diese Möglichkeit doch von vornherein ausgeschlossen.“

Direktor May lächelte überlegen.

„Doch nicht so ganz,“ erwiderte er. „Es ist immerhin möglich, daß der Mörder, als er sein Opfer berauben wollte, gestört wurde und ununterrichteter Sache davonlief.“

Der alte Geheimrat sprang mit jugendlicher Lebhaftigkeit von seinem Stuhl auf.

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht,“ rief er fast triumphierend aus. „Damit wären alle Widersprüche erklärt.“

„In diesem Falle aber,“ wandte Paul Weidner ein, „würde des Brieffschreibers Angabe, er hätte sich die Uhr des Ermordeten angeeignet und in Berlin verkauft, nicht der Wirklichkeit entsprechen.“

„Was mich gar nicht wundern würde,“ nahm der Inhaber des Detektivbureaus das Wort, „denn warum sollte der Kerl nicht gelogen haben? Jedenfalls wollen wir uns zunächst bezüglich dieses Punktes Gewißheit verschaffen. Sie werden die Freundlichkeit haben, uns eine genaue Beschreibung der Uhr Ihres Onkels zu geben, ich werde dieselbe bei der hiesigen Polizei als gestohlen anmelden und bei allen Versatz- und Rückkaufsgeschäften Nachfrage halten lassen. Dann werden wir ja sehen, wessen Angabe auf Wahrheit beruht, die O'Learys oder die des anonymen Brieffschreibers.“

Nicht Tage später fanden sich Geheimrat Rannenberg und Doktor Paul Weidner auf Grund einer ihnen zugegangenen Notiz wieder in dem Detektivbureau ein.

„Die Nachforschungen nach der Uhr sind resultatlos verlaufen.“

Mit dieser Erklärung empfing sie Direktor May, um sogleich hinzuzufügen: „Die Möglichkeit, daß die Uhr trotzdem in Berlin verkauft worden ist, ist freilich nicht ganz ausgeschlossen. Es bleibt nun weiter nichts übrig, als in Nordenau vorläufig in aller Stille weiter nachzuforschen. Ich habe mir die Sache so gedacht: Einer meiner geschicktesten Detektivs, ein ehemaliger Buchhalter, begibt sich nach Nordenau, um an Ort und Stelle, natürlich in ganz unauffälliger Weise zu rekonoszieren und zu sehen, wo zunächst der Hebel anzusetzen ist, um das Dunkel, das die Tat nach unserer Annahme noch immer umgibt, zu lichten. Sind Sie damit einverstanden, meine Herren?“

Geheimrat Rannenberg und Paul Weidner erklärten ohne weiteres ihre Zustimmung. Der erfahrene Detektiv mußte ja am besten wissen, wie er eine Sache anzufassen habe. Freilich, im stillen konnte sich Paul Weidner einer mutlosen Beklommenheit nicht erwehren. Wenn er auch nach wie vor die feste Ueberzeugung hatte, daß Referendar Rannenberg unschuldig war, so erschien ihm doch die Aussicht, das Geheimnis je aufzuklären und den Schuldlosen aus dem Kerker zu befreien, verzweifelt gering.

12.

O'Leary, der Mitinhaber der Firma C. J. Weidner ging sehr mißgelaunt in seinem Privatkontor, das er nach dem Tode seines Freundes Weidner allein inne hatte, auf und ab. Ein Brief, den ihm die Morgenpost aus Berlin gebracht hatte, war schuld an der schlechten Stimmung des Irlanders. Der Brief lautete:

„Mein lieber Herr O'Leary!“

Ich möchte Sie heute um eine Gefälligkeit ersuchen und Sie werden mich zu aufrichtigem Dank verpflichten, wenn Sie mir meine Bitte nicht abschlagen. Ein Herr Söllweck, in dessen Familie ich verkehre, bittet mich, seinen Sohn als Volontär in unser Geschäft aufzunehmen. Der junge Mann, der hier das Geschäft erlernte, soll seine Kenntnisse vervollkommen, die, wie ich Grund habe anzunehmen, sehr lückenhafte sind. Der junge Söllweck ist nämlich eine etwas vergnügungssüchtige Natur und ich irre mich wohl nicht, wenn ich vermute, daß er in den Tiefen des Berliner Nachtlebens besser Bescheid weiß, als im Haupt- und Kassabuch und in sonstigen kaufmännischen Einrichtungen. Sein Vater bezweckt in erster Linie, ihn für einige Zeit den Versuchungen und Zerstörungen des Berliner Lebens fern zu halten. Daneben rechnet er aber auch darauf, daß die Einförmigkeit des Provinzlebens seinen Sohn geneigter machen wird, sich mit ernster Arbeit zu beschäftigen. Herr Söllweck, der Vater, freut

sich sehr, die weitere kaufmännische Ausbildung seines Sohnes einem so geschäftskundigen, gewandten Kaufmann anvertrauen zu können, wie Sie es sind, mein lieber Herr O'Leary, und ich füge die Bitte hinzu, Sie möchten sich persönlich der Unterweisung des jungen Mannes annehmen und ihm, um ihn beständig unter Augen zu haben, freundlichst einen Platz in ihrem Privatkontor einräumen, den Platz, der, wenn ich mich nicht bereits einem anderen Berufe gewidmet hätte, der meinige wäre. Wenn Sie noch die Liebeshwürdigkeit haben würden, auch in seiner freien Zeit den jungen Mann ein wenig zu protegiere und ihn in einige Familien, in denen Sie verkehren, einzuführen, so würden Sie den Eltern des jungen Hollweck und auch mir dadurch noch einen besonderen Gefallen erweisen. Es wäre für die Zukunft des jungen Hollweck von größtem Wert, wenn er endlich dahin gebracht würde, Geschmac an dem Umgang mit soliden, ehrenwerten Leuten zu finden, anstatt sein Vergnügen in öffentlichen Tanzlokalen und in Restaurants mit Damenbedienung zu suchen.

Im Voraus meinen besten Dank! Ich bin mit herzlichsten Grüßen Ihr ergebener  
Paul Weidner."

O'Leary stieß einen zornigen Fluch aus, denn ein böser Argwohn erhob sich in seiner Seele. „Sicherlich ein Spion,“ sagte er sich, „der mich überwachen soll. Mein Geschäftsleiter ist mißtrauisch und befürchtet, daß ich ihn benachteilige.“

Ein höhnisches Lächeln zuckte um die Mundwinkel des Ir-  
länders.

„Paul Weidner scheint mich für einen Dummkopf zu halten, daß er glaubt, ich durchschaue seine Absicht nicht,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort. Am liebsten hätte er ja die Bitte seines Kompagnons rundweg abgelehnt, aber erstens hatte er ja kaum das Recht, die Aufnahme des Volontärs zu verweigern, sobald der Mitinhaber der Firma dieselbe wünschte. Und zweitens sagte er sich, daß er das Mißtrauen Paul Weidners erst recht herausfordern würde, falls er sich seinen Wünschen widersetze. Er schrieb also umgehend einen zustimmenden Brief, der die bereitwilligste Versicherung enthielt, sich des jungen Hollweck nach Kräften in jeder Weise anzunehmen. Im stillen gelobte er sich, auf seiner Hut zu sein und dafür zu sorgen, daß der neue Volontär nicht allzu tief in das geschäftliche Getriebe der Firma hineinblickte.

Schon nach wenigen Tagen stellte sich Herr Hollweck junior im Geschäftslokal der Firma F. C. Weidner vor. Es war ein junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren mit einem hübschen, freundlichen Gesicht, fröhlich blickenden Augen und einem wohlgepflegten, nach der Mode an beiden Enden straff emporgedrehten Schnurrbart. Lachend trat er bei dem Chef der Firma ein.

„Ich muß sehr um Entschuldigung bitten,“ sagte er mehr offenerherzig als ehrerbietig, „daß ich Ihnen beschwerlich falle. Offen gestanden, gern geschieht's ja nicht und wenn Sie den Wunsch haben, meine Tätigkeit in Ihrer Firma möglichst abzukürzen, so habe ich wahrhaftig nichts dagegen. Ich habe zwar noch nicht viel von Nordenau gesehen, aber ich glaube, in Berlin lebt sich's amüsanter.“ Dabei lachte er wieder, indem er zugleich in seiner ungehörten Weise seinem zukünftigen Chef die Hand bot. O'Leary blickte ziemlich mürrisch drein und begnügte sich, mit der Hand nach

dem Stuhl zu deuten, der an der anderen Seite des Doppel-Schreibtisches stand.

Schon am andern Morgen zeigte sich klar, wozu Geistes Kind der Volontär zu sein schien. Um neun Uhr wurde das Kontor geöffnet. Als O'Leary um viertelzehn sein Privatkontor betrat, war der Platz des Volontärs noch leer und erst gegen elf Uhr stellte sich der Säumnige mit einem vergnügten Lächeln ein, das bei ihm stereotyp zu sein schien.

„Entschuldigen Sie mir, Herr O'Leary,“ sagte er. „Ich bin nämlich ein bißchen spät oder soll ich sagen früh zu Bett gekommen und da habe ich denn die Zeit verschlafen. Im Hotel, wo ich abgestiegen bin, habe ich ein paar fidele Leute kennen gelernt, ein paar Reisende. Die ließen nicht locker, bis ich mich ihnen anschloß. Merkwürdig, wie gut Bescheid die lustigen Brüder in Nordenau wußten! Als wenn sie hier zu Hause wären. Das muß ich sagen, wir haben uns recht nett unterhalten. Na, nehmen Sie's nur nicht übel, Herr O'Leary. Es soll ja sobald nicht wieder vorkommen und wenn ich bitten darf, schreiben Sie's nicht gleich an Ihren Kompagnon, denn der würde sicherlich nichts eiligeres zu tun haben, als mich bei meinem Alten zu verklatschen. Mein Gott, wir können doch nicht alle so solide sein, wie Doktor Weidner.“

Dabei lachte er wieder so leichtsinnig und blickte den Ir-  
länder mit so komisch zerknirschter Miene an, daß O'Leary sich eines Lächelns nicht erwehren konnte und daß sein stiller Argwohn einen starken Stoß erlitt.

Auch in bezug auf die geschäftlichen Qualitäten seines Schü-  
lings schienen Paul Weidner Mitteilungen streng der Wahrheit zu entsprechen. Wenigstens zeigte es sich, daß der Volontär von der kaufmännischen Buchführung nur ganz oberflächliche Kenntnisse besaß. Und auf derselben niedrigen Stufe stand seine Arbeitslust und sein Eifer. Nie kam es vor, daß er von selbst sich nach etwas erkundigte. Er arbeitete nur, wenn er dazu angehalten wurde, so flüchtig und langsam, daß O'Leary aus dem Mahnen und Tadeln nicht herauskam.

Hollweck war ungefähr eine Woche in Nordenau, als er eines Tages zu seinem Chef sagte: „Jetzt wird es aber Zeit, daß ich daran denke, Besuche zu machen und die Grüße zu bestellen, die mir Doktor Weidner aufgetragen hat. Sie haben vielleicht die Güte, Mister O'Leary, und nehmen mich 'n bißchen unter Ihre Fittiche. Was sind denn das für Leute, Rentier Koch und Bankier Franke? Auch an eine Familie Mahr — ich glaube Fabrikbesitzer ist der Herr — hat mich Doktor Weidner angelegentlich empfohlen. Kennen Sie die Familien?“

Der Ir-  
länder runzelte seine Brauen, gab kurz Antwort, ging jedoch weiter nicht auf dieses Thema ein. Am folgenden Tage aber forderte er seinen Volontär auf, ihn in das Haus des Rentier Koch zu begleiten. Gegen Mittag machten sie sich auf den Weg. Von der Familie Koch, bei der sie sich ein halbes Stündchen aufhielten, begaben sie sich in das Haus des Bankier Franke. Als sie von hier, ein Viertelstündchen später, schieden, meinte Hollweck in seiner ungenierten, burlesken Manier: „Na, dann können wir ja auch gleich noch die Familie Mahr heimsuchen. Das ist dann ein Auf-  
waschen.“

Aber O'Leary sah nach der Uhr und erklärte kurz: „Dazu ist es zu spät geworden. Ein andermal!“ (Fortsetzung folgt.)

### ✻ Allerlei. ✻

**Tropische Gewitter.** Die Berggipfel über Port Royal auf Jamaica bedecken sich Tag für Tag mittags um zwölf Uhr mit Gemölk, welches nach Verlauf einer Stunde seine größte Dichtigkeit erlangt, sich hierauf in von Blitzen durchzuckten Regen auflöst, bis gegen drei Uhr das Gewitter vorüber ist, der Himmel sich klärt und schönes Wetter wiederkehrt. Dies geschieht regelmäßig täglich während der Regenzeit, welche fünf Monate des Jahres währt. 150 Gewitter finden während dieser Zeit in Kingston statt, einer Stadt, welche gleichfalls auf Jamaica, in den Blauen Bergen, gelegen ist. Diese regelmäßige Wiederkehr von Gewitterregen, welche stets nach den heißesten Tagesstunden stattfindet, wird durch die aufsteigende, mit Hitze und Feuchtigkeit geladene Luft bewirkt, welche sich an den oberen Abhängen des Gebirges in großen Mengen angesammelt hat. Eine ähnliche Erscheinung regelmäßig wiederkehrender Gewitter beobachtet man auch an der bergigen Südküste Afrikas, besonders in der Kolonie Natal. Hier beginnt der Tag gewöhnlich mit hellem Himmel und glühendem Sonnenschein, doch gegen Mittag umwölkt sich der Himmel in den höchsten Regionen des Gebirges und nach Verlauf einiger Stunden tritt Regen mit heftigen Gewittererscheinungen ein. Dies findet täglich während der Sommermonate, vom Oktober bis Februar, statt. Die Gewitter entladen sich Tag für Tag genau zur selben Stunde und zwar vier bis fünf Tage lang auch immer ganz genau über derselben Stelle. In einigen Gegenden Brasiliens sollen Gewitter mit derart täglich wiederkehrender Regelmäßigkeit auftreten, daß man bei vorkommenden Einladungen zu Nachmittags-  
vergünstigungen stets hinzuzufügen pflegt, ob man das Eintreffen der Gäste vor oder nach dem täglichen Gewitterregen erwartet.

**Erdbeben der Vorzeit.** Die merkwürdigsten Erdbeben der alten Zeit findet man von Plinius beschrieben: Unter die ausgedehntesten und zerstörerendsten gehört dasjenige, welches im 17. Jahre der christlichen Zeitrechnung in Klein-Asien dreizehn große Städte in einer Nacht völlig ver-

wüstete und eine Erdmasse von wenigstens hundert Meilen im Durchmesser in Bewegung setzte. Ein anderes, welches darauf folgte, erschütterte den größten Teil Italiens. — Doch das außerordentlichste, von dem er berichtet, ereignete sich unter dem Konsulate des Lucius Marcus und Sextus Julius, in der römischen Provinz Mutina. Plinius erzählt, daß zwei Berge einen so schrecklichen Stoß empfanden, daß sie sich mit einem furchtbaren Getöse zu nähern und wieder voneinander zu gehen schienen. Zu gleicher Zeit warfen sie mitten am Tage, zum größten Schrecken der erstaunten Zuschauer, Feuer und Rauch aus. Durch diesen Erdstoß wurden mehrere Städte zerstört und alles Lebendige in ihrer Umgegend getötet. Unter Trojans Regierung wurde die Stadt Antiochia, samt einer großen Strecke der benachbarten Gegend, durch ein Erdbeben heimgeführt; gegen 300 Jahre später wurde sie, unter der Regierung des Kaisers Justinian, wieder durch ein Erdbeben verwüstet und verlor dabei 40 000 ihrer Einwohner. Endlich wurde, nach einem Zeitraum von 60 Jahren, diese unglückliche Stadt zum dritten Male durch ein Erdbeben hehert, mit einem Verlust von 60 000 Seelen.

### ✻ Unsere Bilder. ✻

**Reiherbeize.** Ins Mittelalter zurück reicht das sonnige Jagdbild, in die Zeit, als noch der Ritter mit der Edelfrau auf flüchtigem Felber über die Felder und Wiesen sprengten, den gezähmten Falken auf der Faust, um den Reiher zu bezien. Sobald solch ein Fischräuber in Sicht kam, wurde der Falke seiner Maske entledigt und pfeilschnell überflog er den Reiher, der nach längerem, interessantem Luftkampfe in der Regel von dem gewandten Raubbogel zur Strecke gebracht wurde. In saufendem Galopp folgten die Jäger den oben kämpfenden Vögeln auf der Erde nach, und trugen den siegreichen Falken, der stets zu seinem Herrn zurückflog, um dort einen Lederbissen zu empfangen, wieder auf der Faust, bis ein neues Wild in Sicht gelangte.

In die Dachkammer eines holländischen Hauses führt uns das Bildchen des Malers Nordenberg und der überaus freundliche Eindruck, den das hübsche, fleißige holländische Mädchen in ihrer ärmlich sauberen Umgebung macht, schafft eine Idylle, wie man sie sich netter und anheimelnder nicht denken kann. Der reizvolle Ausblick aus der Mansarde über die Dächer des hochgiebligen Städtchens, die wohlgepflegten Blumen auf dem Dachgärtchen, und die hübsche Gestalt des niedlichen Mädchens lassen wohl in manchem Beschauer die Schillerschen Verse nachklingen: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.“

### ◆ Gemeinnütziges. ◆

**Nierenuppe.** Eine frische Rindsniere wird mit vielem feingeschnittenem Wurzelzeug und Gewürz weichgekocht. Auf jede Person wird ein kleiner Kochlöffel Mehl mit Butter gerechnet, dieses gelb geröstet und tüchtig mit der Nierenbrühe durchkochen gelassen. Die Niere wird gut gereinigt und in feine Scheiben geschnitten. Ueber das Wurzelzeug und die Nierenschnitten wird die Suppe angerichtet, gesalzen und mit Muskatnuz gewürzt.

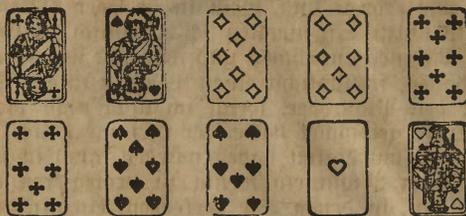
**Kraut einzulegen als Sauerkraut.** Man wähle dazu ein ganz neues Fäßchen von Eichen- oder Buchenholz, welches, mit eisernen Reifen versehen, von außen gehörig verpicht und innen gehörig ausgebrüht und mit Essig oder Sauerteig eingerieben wird, oder ein Fäßchen, in dem zuvor Weißwein gewesen, welches man gut auszuspülen und an freier Luft auszutrocknen hat. Man nimmt dann festes, frisches Weißkraut und hobelt das Kraut auf einem Krauthobel sehr fein, worauf man es mit Salz durchmischt (auf 30 Stück mittelgroße Köpfe höchstens 1 Pfund Salz) und fest in das Faß einstampft, nachdem man den Boden desselben mit Krautblättern belegt hat. Oben auf streut man noch etwas Salz, legt Krautblätter und ein reines Tuch darüber, beschwert den Deckel mit Steinen, läßt es an einem warmen Orte stehen, bis der saure Geruch und Geschmack anzeigen, daß die Gärung vor sich gegangen, und stellt es dann in den Keller.

**Hollmöpse.** Die Häringe, worunter einige Milchner sind, werden 24 Stunden in Wasser gelegt, ausgezrätet, in Scheiben geschnittene Zwiebeln hineingetan, aufgerollt und mit einem Hölzchen festgesteckt. Dann gibt man Lorbeerblätter, Nelken und Pfeffer mit Essig darüber und etwas Del. Die Milch wird zerührt und darüber geschüttet.

**Eingetrocknete hölzerne Gefäße bald wasserdicht zu machen.** Wenn ein solches Gefäß sehr ausgetrocknet ist, so kann es hineingegossenes Wasser, um aufzuquellen, nicht halten. Man muß dann das Gefäß sehr oft wiederholen, ehe man seinen Zweck erreicht. Man kommt aber damit bald zustande, wenn man das Gefäß zuerst mit Heu vollstopft, oben einen Stein darauf legt und nun erst das Gefäß mit Wasser anfüllt. Wenn nun auch das Wasser abläuft, so bleibt doch das angefeuchtete Heu zurück und befördert das Aufquellen des Holzes in kurzer Zeit.

### ◆ Nachtsch. ◆

#### 1. Skatenaufgabe.



Mit obigen Karten gewinnt Vorhand Karo-Solo. Mittelhand hat kein Kreuz und in den Karten drei Augen mehr als Hinterhand. Im Skat liegen zwei Fehlkarten mit sechs Augen. Wie sitzen und wie fallen die Karten?

#### 2. Kettenwäffel.

ba bar ber bras da der geis go har hof ka kan la lin mar met mor ne o pu rha sa ta ti va za.

Aus diesen 26 Silben sind 13 dreisilbige Wörter zu bilden, bei denen die Endsilbe jeden Wortes mit der Anfangsilbe des folgenden Wortes übereinstimmt. Dies gilt auch von dem letzten und dem ersten Worte der Kette. Demnach müßten 13 Silben je zweimal benutzt werden. Die Wörter bezeichnen: 1. ein Schloß Ludwigs II. von Bayern, 2. eine Stadt in Hessen-Nassau, 3. eine Stadt auf Sizilien, 4. einen Christbaumschmuck, 5. eine Insel bei Süd-Amerika, 6. einen im ersten Buche der Bibel genannten Ort, 7. eine medizinische Pflanze, 8. einen Fluß in Ungarn, 9. einen Palast in Rom, 10. eine Stadt in Mittel-Asien, 11. ein Gerät zum Walfischfang, 12. einen Staat der Union in Nord-Amerika, 13. eine Art Ton.

#### 3. Rätsel.

In der Hafenstadt Betriebe  
In dem Wort mit B ich stand!  
Welch Gedränge und Geschlebe,  
Lärm in Sprachen allerhand!  
Drüben ragt ein Wald von Masten;  
Und die tausend Schiffe dort,  
Vollgepfropft mit teuren Lasten,  
Finden hier mit L das Wort.

#### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Der Faun liegt quer im Bilde, der linke Ast des Baumes bildet den Rücken.
2. a) Male, Winde, Briege, Melde, Bonn, Bann, Rose, Maske, Weite, Ritter, Gras, Reiter, Linde, Boa, Saron, Bund, Biene, Wachs, Schelte. — Eigen Nest ist das best; b) Schelbe, Wache, Birne, Mund, Baron, Vor, Linke, Reiter, Gral, Ketter, Weiße, Marke, Kof, Bant, Bona, Mulde, Brief, Weide, Main. — Der Markt lehrt kaufen.

### ◆ Lustiges. ◆

#### Metamorphose.

A.: „Na, wie gehts denn Ihrem Neffen, dem Studenten?“  
B.: „Hm, wissen Sie, seitdem der studiert, hat er sich zu — meinem Nachteil verändert.“

#### Resignation.

Bauer (zu einem angelinden Berliner): „Sie, lieber Mann, Sie plagen sich umsonst, da gibts keine Fische!“  
Angler: „Schadt nicht! Ich tät ja doch keine fangen, selbst wenns welche jäbel!“

#### Sonderbare Richtigstellung.

Kunde: „Aber, lieber Meister, da sehen Sie nur: die Sohlen sind schon ganz zerrissen, während das Oberleder noch gut ist.“  
Meister (ruhig): „Hm, da waren die Sohlen nicht schlecht, mein Lieber, sondern das Oberleder zu gut.“

#### Vorsichtig.

„Aber Hofbauer, warum geht Ihr denn so häufig, wenn Ihr vom Wirkshaus heimkehrt, in Straßengraben und nicht auf der Landstraße?“  
„Ja, mei Herr Förster, wenn ich halt merk, daß ich a bißl zwiel hab — geh ich lieber gleich im Graben — dann kann ich nimmer neinfallen!“



Hausfrau: „Wer war denn der Mann, mit dem Du in der Haustür standest?“  
Rieke (entriistet): „Aber Madameken, det war ja gar keen Mann, det war ja der Besizer von det Damenschneidergeschäft um die Ecke.“

#### Dichterisch angehaucht.

Ein armer Teufel wendet sich brieflich an einen reichen Herrn und bittet denselben, ihm eine abgelegte Hose zu schenken. Er schließt seinen Brief mit den Worten: „So schenken Sie mir, verehrter Gönner, die Hose und flechten Sie dieselben in den Lorbeerkranz Ihrer edlen Taten ein.“

#### Das ungleiche Verhältnis.

„Aber wie kann man so haul sein? Warum wollen Sie die Bergpartie nicht mitmachen?“  
„Aus einem sehr einfachen Grundel. Der Berg hat zweitausend Fuß und ich nur zwei, das ist kein Verhältnis!“

#### Auch eine Krankheit.

A.: „Also der Frau Rätin, Deiner Tante, ist das Seebad gut bekommen? Wohl veraltetes Leiden los geworden?“  
B.: „Das weniger, aber veraltetete Tochter.“

#### Er hat Recht.

Schneider: „Zimmer verträsten Sie mich auf den Tod Ihrer alten Tante . . .“  
Student: „Na ja, liefern Sie mir doch mal wieder was; Ihrer armseligen achtzig Mark halber wird sie nicht sterben.“